

Rede von
Oberbürgermeisterin Dr. Ursula Jungherr
anlässlich der Verleihung des
Friedrich-Hölderlin-Preises
am 7. Juni 2008

Es gilt das gesprochene Wort

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

zur Verleihung des 26. Friedrich-Hölderlin-Preises begrüße ich Sie herzlich im Kurhaus. Ich freue mich, dass Sie gekommen sind, um, wie am 7. Juni Tradition in Bad Homburg, einen Autor oder eine Autorin für hervorragende Leistungen zu ehren. Damit erinnern wir an den Aufenthalt und das Werk Hölderlins, der entscheidende Jahre seines Lebens in unserer Stadt verbracht hat. Ich begrüße besonders die Vertreter von Bund, Land und benachbarten Städten, darunter Herrn Bundestagsabgeordneten Haibach, Herrn Beigeordneten Müsse vom Hochtaunuskreis, Herrn Stadtverordnetenvorsteher Ament, die Bürgermeister Helm aus Königstein und Frosch aus Steinbach. Ich freue mich, Sie hier zu sehen, obwohl mit der Eröffnung der Fußballeuropameisterschaft in diesem Jahr eine Veranstaltung am 7. Juni stattfindet, die ebenfalls Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Ganz besonders begrüße ich Ror Wolf, den Träger des Friedrich-Hölderlin-Preises 2008. Willkommen in Bad Homburg. Ein herzliches Willkommen geht ebenso an Hendrik Jackson, der heute den Förderpreis erhalten wird.

Ror Wolf gilt als der Fußballpoet. Aber wir haben ihn als Träger des Friedrich-Hölderlin-Preises nicht deshalb ausgewählt, weil heute die Europameisterschaft beginnt, obwohl dies seine Bücher „Punkt ist Punkt“, „Die heiße Luft der Spiele“ und „Das nächste Spiel ist immer das schwerste“ vielleicht nahe legen. Diese Bücher hat Ror Wolf geschrieben, und sie sind äußerst populär.

Wer das Werk Ror Wolfs kennt, der weiß: Die Sprache rund um den Fußball dient nur als Material für den Schriftsteller. Mit dem arbeitet er. Es geht in diesen Büchern nur vordergründig um die schönste Nebensache der Welt. Tatsächlich geht es um eine Hauptsache: um die Sprache. Ror Wolf greift am Beispiel Fußball die Mechanismen der Sprache auf, er sezziert sie und setzt sie wieder zusammen.

Die Sprache rund um das Fußballspiel ist nur ein Aspekt von Wolfs Schaffen, sicherlich der populärste, aber eben nur einer, wenn Sie sich sein Werk vergegenwärtigen. Ich kenne und schätze ihn noch mehr als Hörspielautor. Die Ballade von „Leben und Tod des Kornettisten Bix Beiderbecke aus Nord-Amerika“ ist ein ausgezeichnetes Beispiel für das Schaffen von Ror Wolf – ausgezeichnet übrigens im doppelten Sinne, hat es doch den renommierten Hörspielpreis der Kriegsblinden erhalten. Nennen möchte ich an dieser Stelle noch das Pseudonym Raoul Tranchirer, unter dem Ror Wolf seine Enzyklopädie für unerschrockene Leser veröffentlicht hat.

Das Werk von Ror Wolf ist reich, reich an Themen, reich an Sprachwitz, auch an Komik, reich an feiner Beobachtung. Mit diesem Werk und seinem Autor wird sich Manfred Papst auseinandersetzen. Er ist Chef des Feuilletons der Neuen Züricher Zeitung am Sonntag. Er war einer ihrer Mitbegründer. Er ist Präsident der Thomas-Mann-Gesellschaft in Zürich und auch Mitglied in der Städtischen Literaturkommission der Stadt. Herzlich willkommen, Herr Papst.

Sie werden zu uns über ein Werk sprechen, das auch hörbar ist. Neben seinen Hörspielen ist auch eine der jüngsten Veröffentlichungen von Ror Wolf, der 2003 erschienene Band „Zwei oder drei Jahre später“, als

Hörbuch erhältlich. Christian Brückner hat den Text gesprochen, und auch ihn darf ich heute im Kurhaus herzlich willkommen heißen.

Sie kennen ihn vermutlich als deutsche Stimme bekannter amerikanischer Schauspieler. Aber Herr Brückner macht mehr. Er führt einen eigenen Verlag für Hörbücher. Für den hat er unter anderem Hölderlin gelesen. Heute wird er in einer „Lesung mit Musik“ Werke von Ror Wolf sprechen. Er wird sie zusammen mit Michael Wollny am Klavier und Heinz Sauer am Saxophon gestalten. Die beiden Musiker begrüße ich ebenfalls. Sie haben sie eben bereits gehört und beide werden sie weiter durch das Programm begleiten.

Meine Damen und Herren,

einen Autor mit dem Friedrich-Hölderlin-Preis auszuzeichnen, das heißt, ihn herauszuheben aus einer großen, für den Laien unüberschaubaren Menge von Schriftstellerinnen und Schriftstellern, die jedes Jahr publiziert werden. Ror Wolf auf diese Weise herauszuheben, diesen Beschluss hat die Jury gefasst, die einmal im Jahr zusammentritt und zeitgenössische Autoren diskutiert.

Diese Arbeit leisten

- Herr Hieber von der Frankfurter Allgemeinen Zeitung als Vorsitzender der Jury,
- Frau Professor Dr. Bohnenkamp vom Freien Deutschen Hochstift,
- Herr Professor Dr. Hamacher von der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität. Er hat übrigens die Hochschule das erste Mal in der Jury-Sitzung vertreten.

- Herr Professor Dr. Kurtz von der Hölderlingesellschaft.
- Herr Urs Widmer, der als Vorjahrespreisträger Stimmrecht in der Jury hat.

Ich begrüße die Jury herzlich, ich danke den Mitgliedern für die hervorragende Zusammenarbeit und für die fruchtbaren Diskussionen.

Danken möchte ich an dieser Stelle besonders Herrn Professor Dr. Bohn. Er hat über Jahre hinweg mit großem Fachwissen für die Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in der Jury mitgewirkt.

Die Aufgabe der Jury ist beachtlich angesichts von über 90.000 Neuerscheinungen pro Jahr in Deutschland. Lesen heißt zwar entdecken, doch bei dieser Quantität braucht man einen Fingerzeig, um auch die Qualität zu finden. Literaturpreise geben solche Fingerzeige.

In einer Polemik für die Frankfurter Allgemeine Zeitung hat Oliver Jungen das verneint. Er spricht nicht von einer Titelflut, er spricht von einer Preisflut und von einer fehlgeleiteten Literaturförderung. Die Folge sei eine harmlose Literatur, sie sei „zutraulich geworden durch die regelmäßige Fütterung.“

Herr Jungen bedauert, es gäbe dank dieser Förderung weniger Schriftsteller mit der Natur einer Bestie, in der der Hunger erwacht ist. Das sei, sagt er, ein Motor für gute Literatur. Das mag bei dem einen oder anderen Fall zutreffen. Als Patentrezept für Lesenswertes taugt es nicht.

Ich war deshalb froh, dass der Schriftsteller Richard Wagner – ebenfalls in der F.A.Z – eine Antwort auf Jungen veröffentlicht hat, in der er sich zum Verfechter der Literaturpreise macht. Auch er übt Kritik. Wagner spricht vom Literatur-Discount, bedingt durch Schreibschulen. Die brächten, beklagt er, den angehenden Schriftstellern im Nachhilfeverfahren das bei, was in anderen Zeiten jedes Gymnasium zu seinen Aufgaben gezählt habe: das Aufsatzschreiben.

Solche Aufsätze können Produkte mit hohem Marktwert sein, und besonders gut gehen Veröffentlichungen, die versuchen, in einer Gesellschaft, die alles andere als moralisch autoritär ist, irgendein aus Versehen noch nicht gebrochenes Tabu doch noch zu brechen. Solche Aufsätze stürmen die Bestsellerlisten. Die Autorinnen und Autoren erfüllen den Wunsch nach Unterhaltung in gedruckter Form. Nicht umsonst zählt heute eine ehemalige Fernsehmoderatorin zu den erfolgreichen Schreiberinnen. Sie kennt die Gesetze des Entertainments. Es überrascht nicht, dass Verleger das gut finden, denn sie wollen – und sie sollen ja auch – Geld verdienen.

Darüber wird gesprochen, nicht mehr über die großen Werke, und gedruckt erscheint heute selbst Großes oft nur noch wie Kleingedrucktes.

Sie kennen die Kraft, die einem guten Gedicht inne wohnen kann. Gemessen an dessen Wucht dürfen zu modische Autoren als zutraulich gelten.

Meine Damen und Herren, gute Literatur muss mehr können als Neugier befriedigen. Sie darf, aber sie muss nicht ein Tabu verletzen. Sie muss vor allem eines: den Horizont erweitern. Sie muss Erkenntnis fördern.

Richard Wagner hat das in seiner Schrift gegen Jungen treffend formuliert. Ich zitiere: „Literatur lebt von der Ausnahme – von der Ausnahme der Sprache, von der Ausnahme des Blicks.“ Um solche Autoren geht es heute, um die Ausnahmeerscheinungen in einer unübersichtlich gewordenen Welt der Bücher.

Zugegeben, ein Tabubruch macht manchmal mehr Spaß als eine Erkenntnis. Die kann sogar wehtun. Sie ist nicht unbedingt populär, und Geld lässt sich mit ihr auch nur selten verdienen. Aber genau deshalb braucht es Fingerzeige, wo diese Ausnahmeerscheinungen zu finden sind, und es braucht eine Förderung, die berücksichtigt, dass gute Literatur manchmal erst entdeckt wird, wenn der Autor zwar hungrig ist, aber schon den Beruf gewechselt hat, weil er sich und vielleicht auch Andere ernähren muss.

Diese Einsicht ist keineswegs neu. Deshalb haben Klöster, Fürsten und auch Bürgerliche schon lange Schriftsteller gefördert. Denken Sie an Hölderlin. In seiner Zeit in Homburg, während der Aufenthalte von 1798 bis 1800 und 1804 bis 1806, ist er unterstützt worden. Sein Förderer und Freund aus Studienzeiten, Isaac von Sinclair, Berater am Landgrafenhof, hat dem Dichter die Stelle im Hause des Frankfurter Bankiers Gontard vermittelt. Diese Freundschaft hat Hölderlin schließlich auch in unsere Stadt geführt. Hier entstanden wichtige Werke. Leben konnte er davon nicht, seine Gedichte fanden erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Weg zu den Lesern. Ich wage zu sagen: Ohne die

Förderung durch Sinclair und andere würden wir heute kein einziges von Hölderlins Werken kennen. Hölderlin wäre vielleicht Pfarrer geworden, wie es die Mutter wollte, oder er wäre verhungert.

Das wäre ein größerer Schaden gewesen als die Tatsache, dass mancher Poet in der Umarmung des Staates oder seiner Förderer zum zahmen Haustier wird.

Herrn Jungens Beobachtungen im modernen Verlagszirkus stimmen zwar. Aber seine Schlüsse sind falsch. Die Förderung für Autoren einzustellen, das hieße, denjenigen die Lebensgrundlage zu entziehen, die gute Literatur schaffen können. Ihr Werk brauchen wir dringend, sowohl der Einzelne, der gerne Anspruchsvolles liest, als auch die Allgemeinheit, für die Bildung eine Grundlage ihrer Kultur ist.

Ich plädiere also mit Vehemenz dafür, den Weg der Förderung weiter zu beschreiten, und ich freue mich sehr, heute Abend die Möglichkeit dazu zu haben, indem ich eine Auszeichnung übergebe an einen Autor, der diesen hohen Ansprüchen gerecht wird. Ich habe ihn vorhin begrüßt, es ist Hendrik Jackson, der Träger des Förderpreises 2008.

Er wird ausgezeichnet für seine bisherigen Veröffentlichungen, darunter Lyrik. Sie ist lesenswert, im Stil sicher, manchmal wunderbar wortschöpferisch. Ich möchte mich heute dennoch auf ein einziges Werk konzentrieren. Es heißt „Brausende Bulgen“ und enthält 95 Thesen über die Flusswasser in der menschlichen Seele. Es ist ein Buch, dessen Autor in einem Literaturbetrieb ohne Förderung vermutlich untergehen würde. Doch wer sich auf das Buch einlässt, auf den wartet Erkenntnis im besten Sinne.

„Brausende Bulgen“ sticht aus Jacksons bisherigem Werk ebenso heraus wie aus dem heutigen Literaturbetrieb. Jackson schreibt über Thomas Müntzer, den Mann, der die Kirche revolutionieren wollte, und der Martin Luther in diesem Bestreben als zu sanft kritisiert hat, der schließlich aber in einer blutigen Schlacht bei Frankenhausen im Jahr 1525 mit seinem Bauernheer untergegangen ist. Rund 6.000 Aufständische haben damals ihr Leben gelassen, Müntzer ist anschließend gefoltert und schließlich hingerichtet worden.

Müntzer ist ein Beispiel für die Widersprüchlichkeit, die jedem bewaffneten Kampf um göttliche Gerechtigkeit innewohnt. Die Ohnmacht dessen, der Gewalt anwendet, um zur Gewaltlosigkeit zu kommen, ist ein zutiefst menschliches Thema und eines der Motive des Textes.

In seinem Buch „Brausende Bulgen“ bedient sich Jackson der Sprache Müntzers. Das Wort „bulgen“ steht im Mittelhochdeutschen für „Wellen“, und die brausenden Bulgen sind ein Zitat aus der Bibel. Die Worte stehen in Psalm 93, wie Müntzer ihn übersetzt hat. Für ihn drückt dieser Text aus, das von Gott bezeugte solle der Mensch bereits im Leben erforschen und nicht erst später. Müntzer spricht von dem erwählten Menschen, der als Verkünder von Gottes Wort dient. In dem Bild rauschen über diesen Menschen die Flusswasser hinweg: „Die Wasserstroem haben erhoben yhre bulge, vom brausen viler wasser.“

Jackson nimmt das Bild auf und stellt die Frage, wie ein Mensch in diesen Wassern standhaft bleiben kann. Er beschreibt das eindrucksvoll an einer zentralen Stelle.

Bei seinem Müntzer geht es damit letztlich um das Thema: Kann Gottes Wort, kann die übersetzte Bibel in Gottes Nähe führen? Kann dieser übersetzte Text helfen, diese Nähe schon auf Erden zu finden?

Jackson bedient sich der Sprache des Reformators, er orientiert die Sprache des Buches am Deutsch des 16. Jahrhunderts, am Deutsch Müntzers. Er selbst spricht bewusst von einem Pastiche, der Nachahmung von Stil oder Ideen eines Autors. Er greift Müntzers Sprache auf und schreibt so, als wäre es ein Werk des Predigers. Das ist ein Versuch einer Annäherung, er macht das Buch spannend, und in dieser Sprache gelingen Bilder von unglaublicher Kraft und von beeindruckender Schönheit.

Wer darin liest, findet sich wieder wie im Angesicht des Monumentalbildes in Bad Frankenhausen. Dort, wo Müntzer 1525 geschlagen wurde, hat Werner Tübke ein 1.700 Quadratmeter großes Gemälde geschaffen. Die Intentionen für das Werk spielen hier keine Rolle, es geht darum, wie das Gemälde betrachtet werden kann. Wer von Ihnen einmal dort war, kennt den Effekt: Man sitzt in einem dunklen Raum. Man betrachtet zunächst nur einzelne Szenen. Die sind noch zusammenhanglos. Erst nach und nach bildet sich aus den Bildern ein Sinn heraus. Man erkennt Müntzer, wie er fast zurückhaltend da steht, fast schüchtern. Man sieht Luther. Sie bemerken biblische Gestalten und Szenen und schließlich tausende Bauern und Soldaten. Der Regenbogen überspannt weite Bereiche, der Regenbogen, der zum Sieg führen sollte, eine Glaube, in dem der Anführer und seine Gefolgsleute bitter enttäuscht worden sind. Sie sehen die Folter, und Sie sehen Hinrichtungen.

Nach und nach bilden die Szenen eine Geschichte. Sie ergeben einen Sinn. Im Kopf setzen sich die Bilder zusammen.

Das Gleiche passiert beim Lesen von Jacksons „Bulgen“. In einem scheinbar unkontrollierten Sprachfluss entsteht nach und nach ein gigantisches Bild von der Ohnmacht des Menschen. Letztlich macht Jackson ein philosophisches Paradoxon zum Thema: die Sprache als Mittel, um einen sprachlosen Zustand in Gottes Nähe zu erreichen. Müntzer beschwört diesen Zustand in seinen Schriften. Aber dazu muss er sprechen. Er nutzt Sprache. Er übersetzt. Und damit entfernt er sich vom Original. Dieser Versuch ist von vorneherein zum Scheitern verurteilt. Trotzdem werden wir ihn immer wieder unternehmen – und scheitern. Wie Müntzer.

Der wollte Gottes ins Herz geschriebene Worte lesen, denn das muss man, um sie als Prediger zu übersetzen. Allein da sind Grenzen gesetzt, denn schon das Schreiben im Herzen, stellt Jackson nüchtern fest, muss tödlich enden.

Müntzer ist gescheitert. Das hat Jackson in dessen eigener Sprache ausgedrückt, und das macht dieses Buch zu einer wunderbaren Entdeckung. Es ist eines Preises würdig, eines Fingerzeiges für das Publikum, und der Autor hat eine Förderung verdient. Dass er sich angesichts dessen zähmen lässt, davor ist mir nicht bange.